

## **Bleib cool – nicht nur bei Zimmertemperatur (Glosse, 2007)**

Es begab sich vor vielen, vielen Jahren, als Pisa nur eine Stadt mit schiefem Turm und noch keine Studie war. Gewalttätige Schüler waren kein Thema, denn an deutschen Lehranstalten herrschten noch Zucht und Ordnung. Eine honorige Herrenrunde brüstete sich dazumalen bei einem Gläschen Bowle ihrer frechen Streiche aus ihrer Jugendzeit. Nur der junge Schriftsteller Dr. Pfeiffer, konnte da nicht mitreden. Denn er hatte sich weiland mit einem Hauslehrer begnügen müssen. So entsteht die Schwipp-Schwapp-Schwipsidee, dass er als „Schöler“ Pfeiffer (mit drei f, eins vor dem ei und zwei dahinter) dieses Vergnügen nachholt.

In diesem Schabernack-Klassiker, genannt die „Feuerzangenbowle“ von Heinrich Spoerl schien die Welt noch in Ordnung. Aus heutiger Sicht wirkt der Spaß ziemlich weltfremd und naiv.

In einer von der L-Bank geschalteten Anzeige sitzen Vorschulkinder in einem Hörsaal und „studieren“. In einer anderen Werbung antwortet ein Kindergartenkind, auf die Frage, was es denn werden wolle, ganz treuherzig: Rentner! Natürlich nur mit dem richtigen Sparvertrag.

Leider sieht die Realität anders, die Zukunft eher düster aus. Wir leben in einer medial mehrfach gebrochenen, zersplitteten Welt, umstellt von den Kulissen des Glücks. Die jungen Leute, mit ihrer Ausbildung oder ihrem Studium gerade fertig, sind meist ohne Anschluss. Erleben sich „verlorene Generation“. Geistern durch die Medien als die „Generation arbeitslos“,

oder „Generation Praktikum“. Der promovierte Stadtgeograf verdingt sich als Zeichner von Stadtplänen. Die Architektin arbeitet seit fünf Jahren in ihrem „Beruf“. Bloß kriegt sie kaum Geld dafür und keine Anerkennung. Denn sie wird von Praktikum zu Praktikum, von Job zu Job weitergereicht. Der Lehrling ohne Festeinstellung.

Sie alle haben ein Problem. Nicht nur ein berufliches. Denn sie haben mit ihren Eltern, außer der Arbeit, mehr gemeinsam als die Generation vor ihnen. Sie leben mit ihnen oft noch unter einem Dach, kleiden sich ähnlich, lesen dieselben Bücher, hören die gleiche Musik. Das klingt kuschelig, nach Harmonie. Die gestylte Dauerjugend der Älteren schüchtert die Jungen allerdings ein. Sie bleiben weiterhin die „Kleinen“ - und sind doch zu alt dafür. Sie dümpeln als ewig Jugendliche vor sich hin und lassen die Köpfe hängen, bauen weder für sich noch für andere etwas auf.

Einigermaßen ratlos blicken wir auf unsere Kinder. So hatten wir und das nicht vorgestellt, so eine Welt haben wir uns für unsere Kinder nicht erwünscht. Hätten wir aus unseren Kindern lauter kleine „Ackermänner“ machen sollen?

Genau!

Wir wollen nämlich keine „Lümmel aus der ersten Bank“ und keine „Hinterbänkler“. Weder Weicheier noch Luschen, sondern Leute, die sich auf die Hinterbeine stellen, die nicht kuschen, wenn sie mal angeschnauzt werden, welche die Ärmel hochkrepeln und sich nicht unterkriegen lassen, wenn sie mal eins auf den Deckel kriegen.

Deswegen haben wir das überlange Studium gekürzt, die Schulen effizienter gemacht. Während früher die Studenten 12 Semester und mehr brauchten, um einen Abschluss zu

bekommen, schaffen das die neuen durch Einführung des Bachelors in drei Jahren! In diesem Bongaistudiengang ist alles schön zusammengepresst, der ganze Lernstoff – modulmäßig. Kann man machen, das Minimum halt, die Quintessenz (ohne zusätzlichen Ballast). Zugegeben, manchmal schwer verdaulich. Wofür die Gymnasiasten früher neun Jahre brauchten, schaffen sie das jetzt in acht. Also, Jungs und Mädels, „keep a stiff upper-lip“. Und wenn ihr das nicht sofort kapiert, wird's Zeit. Denn ihr seid die Neuen und schon deshalb intelligenter, weil besser begleitet, das heißt evaluiert und engmaschig kontrolliert. Ihr werdet turbomäßig ganz gezielt aufs Leben vorbereitet.

Wie hieß es so schön: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir“. Das war einmal. Märchen sind eh überflüssig. Das Leben ist kein Zierfischteich, sondern ein Haifischbecken. Hier geht es nicht um Selbstverwirklichung, persönliche Glückserfüllung, sondern um höhere Zwecke. Und bekanntlich wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Dahinter steckt natürlich das liebe Geld. Und Geld stinkt nicht. Das will arbeiten. Geld regiert die Welt. Aber, das wusstet ihr schon.

Wir wollen dir dafür mal ein Beispiel geben.

Die Allianz, eine der größten Versicherungsunternehmen Europas, wirbt mit dem Slogan: „Eine Allianz fürs Leben“ - Allerdings nicht für Mitarbeiter. Trotz vier Milliarden Reingewinn wurden letztes Jahr 8000 Angestellte „freigesetzt“. Das heißt: sie haben jetzt ziemlich viel Freizeit, seit sie nicht mehr arbeiten dürfen. Die Führungskräfte des Unternehmens wurden zuvor in Seminaren in Sachen „Krisenbewältigung“ geschult. Nach dem speziell

ausgetüftelten 7-Phasen-Modell können auch Massenentlassungen „gehändelt“ werden; nichts läuft mehr aus dem Ruder. Während der Planungsphase machen die Mitarbeiter natürlicherweise „Sorgen“ um den Arbeitsplatz. Die zweite Phase (Veröffentlichung der Maßnahmen) ist durch Schock und ungläubigen Schreck gekennzeichnet. Die „rationale Akzeptanz“ ins Unvermeidbare münde allmählich in die Phase der Frustration. Ein gewisser Produktivitätsverlust müsse dabei veranschlagt werden. In der „Trauer“-Phase um den Arbeitsplatz überwiege schließlich die emotionale Akzeptanz des Unausweichlichen. In Phase sechs werde bereits wieder die „Neugier“ und neuer Enthusiasmus spürbar. In der siebten Phase würden auch die (restlichen) Mitarbeiter wieder Vertrauen fassen - und der Produktivitätsgewinn steige wieder, steiler als zuvor. Dem großen Ziel, ein Naturgesetz, müssten halt „manche“ geopfert werden, vor allem wenn es um Wettbewerb, Standortvorteil und Gewinnmaximierung geht.

Flankiert werden Erfolgsmeldungen der Großen regelmäßig von Ressentimentbekundungen gegenüber ärmeren Bevölkerungsschichten, welche der Gemeinschaft nur zur Last fallen. „Füttert die Unterschicht nicht länger ab“, ließ der Leitartikler Mathias Bucksteeg kürzlich in der Zeitschrift „Capital“ (24/2006) verlauten. Begründung: Hartz-IV-Empfänger würden vom Staat verwöhnt, also quasi ruhiggestellt und damit staatlicherseits jegliche Eigeninitiative abgewürgt. Nach Bucksteeg habe „unser Unterschichtproblem keine ökonomische Ursache und auch keine arbeitsmarktpolitischen – sondern kulturelle“. (Capital 24/2006; S. 12) Sieh an.

Wie weit muss man noch sinken, pardon: höher hinaufsteigen in gewissen Redaktionsstuben oder ins Management, um so „betriebs“blind und menschenverachtend zu werden. Im Ernst: die Grenze zwischen unserer Klassengesellschaft – und die Unterschichtdebatte hat gezeigt, dass es eine solche (wieder) gibt – verläuft doch genau zwischen den Menschen, die aus Unachtsamkeit und Nachlässigkeit ihre Flaschen fallen lassen, und jenen, die sie, weil sie das Pfandgeld gut gebrauchen können, wieder aufheben.

Trotz Wirtschaftsaufschwungs ist die Stimmung bei uns ziemlich schlecht. Diese Miesepetrigkeit ist typisch deutsch. Wir haben uns an die täglich belästigenden Untergangsszenarios gewöhnt: Vogelgrippe, Gammelfleisch, Heuschrecken-Plage, Pisa-Panik, Rütli-Schock – man könnte fast glauben, in der schlechtesten aller Welten gelandet zu sein, in einem Land der Mühseligen und Beladenen. Die Deutschen, ergab eine Umfrage, seien das pessimistischste Volk unter der Sonne. Ach, wie schnell verweht... die Leichtigkeit des letzten Fußballsommers.

Deutschland, einig Vaterland. Und zwar im Jammern, in der Zukunftsangst, im Reformgewürge und -Gewurz. Auf diesem Hintergrund erwachsen weitere Probleme. Zum Beispiel wenn Hartz-IV-Eltern ihre Stütze lieber in ein Zweithandy investieren, als sie ihren Kindern zukommen zu lassen. Oder wenn zum Beispiel ein Koloss wie die Telekom für einen Telefonanschluss so lange braucht wie die Telefonchaoten in Hinter-Dougadougou. Alles wäre beherrschbar durch das Einziehen einfacher Kontrollmechanismen.

Andere Probleme scheinen da schwerer zu wiegen, da strukturell, d.h. sie wirken sich nachhaltiger aus. Wer kennt

nicht das Stoßgebet: Heiliger Verkehrsminister, schenk uns neue Straßen. Oder: Lieber Herr Bürgermeister, teer bitte unseren letzten Wanderweg, damit wir auch im Winter darauf gut Fahrrad fahren können... Gegen solche Stimmungen, Haltungen, Einstellungen ist kaum was auszurichten, vor allem wenn bei jeder Kleinigkeit das Arbeitsplatz-Schaff-Argument ins Feld geführt wird. Oder es wird auch schon mal drohend wie ein Beil über unseren Köpfen geschwungen, so dass eine Investition sich allein dadurch legitimiert, dass (vorübergehend ein paar) Arbeitsplätze geschaffen, bzw. gehalten werden.

Jeder fünfte Deutsche lebt allein. Woher wir das wissen? Noch nie wurde das Hohe Lied von der Ermittlung personenbezogener Daten so hoch angestimmt. Ist das der Zug der neuen Zeit? Die Durchsichtigmachung des Menschen?

Nichts wird mehr dem Zufall überlassen. Nicht mal mehr der Erfolg. Pro 7 hat, nach einigen Flops, via Statistik eine „idealtypische“ Serienfigur über komplizierte Umfragen und Testreihen ermitteln lassen. Das Ergebnis ist „Clara“: Sie will zwar einen Kerl, aber kein Kind. Sie bekommt ein Kind, aber keinen Kerl. Im Leben von Clara passiert immer das Gegenteil von dem, was sie will. Clara ist Redakteurin, 29, Single.

Man kann Fernseherfolg also berechnen – und auf diese Weise rechnet er sich. Der Sender spricht von Realitätsnähe: „Für ein Stadtmädchen wie mich sind Wildledersandalen, die man aus Seidenpapier befreit, wie die ersten Schmetterlinge...“ Damit hat Clara, Kolumnistin auf Männerschau alles gesagt. Mehr Philosophie ist nicht. Clara ist dabei durchaus charmant,

chaotisch, liebenswert, eine hoffnungsvolle Träumerin - wie wir sie uns alle wünschen.

Natürlich lebt Clara mit einem schwulen Freund zusammen, sonst gäbe es ja keine Entwicklung, keine Komplikationen, und sie versucht im Großstadtlabyrinth die Ausfahrt zum richtigen Partner zu finden. Alles garniert mit ein bisschen Mode, Styling, Sinnlichkeit, Farben – und eben Claras Schuhfetischismus. Alles Themen, die interessieren, statistisch erwiesen.

Für Umberto Eco, den Überall-Präsenten, der auch einen Essay über „Inspektor Derrick“ veröffentlicht hat, sei die Tendenz zum europäischen Mittelmaß bereits in der deutschen und später international gewordenen Serie spürbar: „Derrick wird geliebt, weil er der Triumph des Mittelmaßes ist, er ist noch mittelmäßiger als der mittelmäßigste Zuschauer. Und das tut gut und macht Derrick zum repräsentativen Helden unserer mittelmäßigen Zeit.“

Der Trend ist zum Selbstläufer geworden. Was nicht „trendy“ ist, ist out. Deswegen müssen alle „up to date“ sein. Ja, der Trend selbst, ist bereits auf der Suche nach sich selbst.

Denn nur so können die Bedürfnisse der Verbraucher eruiert werden. Während einige Handwerks-Berufe am Abnippeln sind, ist der Beruf „Trendscout“ ein angesagtes neues Berufsbild. Man kriegt z. B. 20 € in die Hand gedrückt und kann damit einkaufen, was man will. Darüber kann man sogar einen Film drehen. Eine Doku oder eine Wettbewerbs-Show machen. Alles trendy. Oder man kriegt 6 € pro Stunde und kriegt raus, was die anderen kaufen, brauchen oder haben wollen. „Cool hunting“ nennt sich dieser Trend – und beschreibt damit sich bereits selbst.

Interessant in diesem Zusammenhang, dass sogar die neusten Sprach-Trends von Jugendlichen unter die Lupe genommen wurden. Nach einer Phase, in der wir uns an „echt, geil, mega, cool, gaga, krass“ oder eine Kombination davon gewöhnt haben, scheint die Szene mit ihrem „Latein“ am Ende zu sein. Zumindest scheint es momentan keinen Ausdruck zu geben, der dieses Arsenal noch toppen könnte. Und so soll denn der „wahre“ Ausdruck für einen schnittigen Flitzer, eine coole Braut usw., wenn man den Meinungsforschern glauben darf, als Steigerungsform alles Bisherigen das Wörtchen „hübsch“ sein. Back tot he roots. Ja, „hübsch“ – schon lange nicht gehört - kommt gut. Und alle Uropas drehen sich im Grabe um.

Gleichzeitig wird gecastet, was das Zeug hält, werden Wettbewerbe veranstaltet, wird selektiert. Paradigmatisch für diese, unsere Kultur gnadenlos unterminierende Denkart scheint DSDS (Deutschland sucht den Superstar) zu sein. Insofern proto-typisch, als zum Schluss noch einer/eine übrigbleiben soll. Zeitgemäß insofern, als die Jugendlichen von einer Jury selektiert werden, die sich ihrerseits durch nichts, wenn nicht durch ausgewiesene Inkompetenz ausgezeichnet, hat. Was aber nichts ausmacht, denn ihr zweifelhafter Ruf macht ja gerade den Kitzel: die Urteile sind umso markiger, blöder, apodiktischer: „Deine Stimmbänder im Mülleimer – das wäre artgerechte Haltung.“ Peng. „Damit kannst du Kakerlaken ins Koma singen.“ Wumm. „Du klingst, als ob du eine Klobürste im A... hättest“. Das sitzt, nicht nur metaphorisch. Immerhin sichert Altstar Dieter Bohlen seinem Sender auf diese Weise Marktanteile bis zu 20%. Und sieben

Millionen Zuschauer weiden sich daran, wie er seine Opfer schikaniert und fertigmacht.

Im Prinzip könnte man das alles als ein nur-mediales Ereignis abtun – wenn sich dahinter nicht ein allgemeiner „Trend“ verbergen würde. Der (Aber)Glaube, die allgemeine Vergleichieritis wäre das Allheilmittel gegen wirtschaftlichen und geistigen Niedergang., gegen wirtschaftliche und geistige Rezession, Stagnation, Depression usw. „Politiker benutzen die Statistik wie ein Betrunkener einen Laternenpfahl: nicht, um eine Sache zu beleuchten, sondern um sich daran festzuhalten“, konstatiert der Remagener Mathematikprofessor Gerd Bosbach, der inzwischen einen kritischeren Umgang mit statistischen Daten fordert. (Vgl. SZ, 03.01.07).

Unsere Bildungspolitik hat diesen Trend nicht nur mitgemacht, sondern geradezu befeuert, indem sie sich von den PISA-Statistikern regelrecht ins Joch hat spannen lassen. Wo man – unnötigerweise – sich das Heft des Handelns aus der Hand nehmen, respektive das Handeln Populisten, Aktionisten und Scharlatanen sowie dienstefrig-eilfertig Daten sammelnden Zuträgern überlässt, befindet man sich auf dem Holzweg. Es ist ein Wahn zu glauben, man könne Leistung steigern, indem man den Druck auf Lehrer, Schüler und Schulen erhöht, durch Vergleichsarbeiten und allmählich das ganze Schulleben durchseuchende QM-Maßnahmen.

Durch vielerlei kann man von der pädagogischen Arbeit abgelenkt werden. Das Sammeln von Daten ist das eine. Die erhobenen Daten wissenschaftlich evaluierbar zu machen, ist das andere. Diese Maßnahmen zeitigen keine pädagogischen Konsequenzen, sondern sind reine Zeitfresser. Das kommt

mir so vor, als würde man zum Psychologen geschickt, der in vielen Sitzungen versucht herauszubekommen, woran es liegt. Und wenn er das sogenannte Trauma endlich gefunden haben will, klatscht er in die Hände und teilt freudig mit, dass man geheilt sei und entlassen werde. Da würde die Arbeit doch erst beginnen! Also, warum nicht von vornherein mit pädagogischen Konzepten die Defizite angehen, die man als erfahrener Kollege sowieso und schon immer, auch ohne Evaluations-Umleitung, erfasst hat.

Bildungsdarwinismus darf nicht die Antwort sein auf falsche/fehlende Bildungskonzepte. Eltern fragen sich bereits heute: Wo ist die beste Schule?, in der mein Kind „was Tüchtiges lernt“, damit es „später mal“ einen „ordentlichen“ Beruf ergreifen kann. Wo wird mein Kind „am besten gefördert“, „am meisten gefordert“. Welches ist die beste Schule, damit die „Karriere“ meines Kindes nicht schon mit sechs zu Ende ist?

Der Schweizer Schriftsteller Urs Widmer hat die „Sprache der Ökonomie“ in unserer globalisierten Gesellschaft vor kurzem heftig kritisiert. Wenn menschliches Handeln nur unter Effizienzkriterien gesehen werde, komme dem sprachlich ein „präfaschistischer Beiklang“ zu. (SZ, 18.01.07)

Auch wenn wir nicht gleich das Übelste annehmen wollen – die Wirtschaft wartet „händeringend“, wie sie selber sagt - auf den schlüsselfertigen, überall schnell und flexibel einsetzbaren Menschen. Nun wird ein Menschlein, angefüllt mit unverdaulichen Wissenssteinen, weiterkatapultiert in ein Studium light, es leider auch nicht viel weiter bringen als zuvor. Es kann nämlich genauso schnell und flexibel wie es eingesetzt wurde, auch wieder herabgestuft, kopiert, ersetzt –

oder einfach entlassen werden. Wir wollen deshalb aus unseren Schülern auch keine „Versatzstücke“ machen und „Humankapital“ heranzüchten.

Wir wollen aus unseren Jugendlichen „starke Menschen“ machen, die für und gegen alle Anfechtungen und Anforderungen des Lebens gefeit sind. Unsere Schüler sollen, neben dem Wissen, das wir ihnen beibringen, auch lernen, damit umzugehen. Und sie sollen, jenseits aller Vergleichsszenarios erfahren haben, dass es neben Effizienzkriterien noch ein Leben gibt, für das es sich zu leben „lohnt“. In globaler Verantwortung – auch und vor allem für zukünftige Generationen.